Sonntagsblatt des

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand, Island Nebr., Donnerstag, den 13 Juni. 1918

Der reisige Kaufmann

Von Julius Deutsch.

Wenn Meier & Levy — Tuchgeschäft „en gros" — ihren Reisenden in die Lande schicken, damit er in geziemender Weise den Kunden Wollenstoffe und Flanell offeriere, so ist das eine ziemlich reiz- und auch poesielose Angelegenheit. Kein Schimmer von Romantik umstrahlt die wohlgeschniegelte und gebügelte Gestalt des redegewandten Herrn, der auszieht, im Namen und für die Rechnung von Meier & Levy, um die Lande zu erobern.

Welche Gefahren drohen denn auch dem reisenden Bannerträger des gutakkreditierten Tuchgeschäftes, wenn er draußen „auf der Tour" seiner würdigen Chefs Interessen in wohlstilisierter Begeisterung verficht? Er rollt im Eisenbahnwagen — der schließlich selbst bei der österreichischen Südbahn noch komfortabler ist als ein alter Postwagen unseligen Angedenkens — und gedenkt voll Ingrimms der Wurzerei in den Hotels, oder er blickt zagend in die Zukunft, die ein Donnerwetter eines unzufriedenen Kunden erwarten läßt, oder ihm bangt vor dem nächsten Briefe seiner Firma, der, wie gewöhnlich, ein unstümes Drängen nach mehr Aufträgen enthält. Das alles sind Dinge, die dem reisenden Kaufmann von heute in vollendetster Unerquicklichkeit erblühen, aber schließlich Gefahren, so rechte, richtige Gefahren, sind es halt nicht. Und wer sich nicht in Gefahr begibt, den kann auch nie die Gloriole der Romantik umgeben. Also ist heute das Reisendengeschäft ein sehr unromantisches, recht prosaisch - reizloses Geschäft geworden.

Aber früher, so vor hundert Jahren, da war es anders. Damals war der Kaufmann, der durch die fernen Lande zog, ein sehr wehrhafter Gesell. Sein friedliches Geschäft hatte mitunter einen ganz kriegerischen Beigeschmack.

Ich aber bin ein Handelsmann,
Hab mancherley Wahr bei mir stan,
Wurtz, Arlas, Tuch, Wolln un Flachß
Sammet, Seiden, Honig und Wachß,
Und ander Wahr die ungenannt,
Die führ ich eyn und auß dem Land,
Mit großer sorg und gfehrlichkeit,
Wann mich aud offt das unglück reit.

Der Kaufmann des frühen Mittelalters mußte in der Regel selbst reisen, er hatte noch keine Angestellten, die die Mühseligkeiten und Gefahren einer Reise für ihn hätten übernehmen können. So zog er selbst aus, schon in seinem Aeußern bekundend, daß ihn „sorg und gfehrlichkeit" nicht zu schrecken vermögen. Sein Reisekleid war grob und dauerhaft, aus festem Leder die roten Schuhe. Den Rock hielt ein starker Gurt zusammen, an dem die Geldtasche hing und ein langes Messer. Es fehlte aber auch nicht das ritterliche Schwert. Dieses zu tragen war ihnen in Deutschland schon von Friedrich I. gestattet worden. In der Regel trugen sie es umgürtet wie die Ritter, seltener hing das Schwert am Sattel des Lastpferdes, das den Kaufmann begleitete. Denken wir uns zu dieser Ausrüstung noch den Schild, die die Kaufleute ebenfalls zu führen gewohnt waren, dann haben wir das ungefähr Bild eines reisigen Kaufmannes, wie es die damaligen Straßen belebte.

Der Kaufmann brauchte seine kriegerische Ausrüstung nur zu oft. Ihn umdräuten mannigfache ernste Gefahren. Die Straßen waren vielfach von wüsten Wegelagerern beherrscht. Die Ritter stürmten von ihren Burgen herab, den Kaufmann anzuhalten und ihm zu rauben, was man fortschleppen konnte. Aus dem Hinterhalt der Wälder brachen tückische Räuber hervor, die wohl unadelig waren, aber zu rauben und morden verstanden wie die Adeligen, und die Landstraßen nicht minder unsicher machten als diese. Da hieß es wohl auf der Hut sein und Schild und Schwert bereitzuhalten.

Die Kaufleute wagten nicht mehr einzeln zu reisen. Sie schlossen sich zu großen Karawanen zusammen. Aber auch die Karawanen waren vor Ueberfällen nicht gefeit. Um all dem zu entgehen, pflegten die Kaufleute „Geleitschutz" anzunehmen. Sie schlossen mit dem Territorialherrn, durch dessen Gebiet sie zogen, einen Vertrag, daß sie unter dem sicheren Geleite einer Schar Bewaffneter das Gebiet passieren konnten.

Dieses Geleite kostete die Kaufleute ein schönes Stümmchen Geld. Sie mußten es aber daransetzen, wollten sie nicht ihr Gut und auch ihre gesunden Knochen riskieren. Denn wehe, wenn sie sich erkühnten, den vorsorglichen Schutz des frumben Ritters oder Grafen abzulehnen! Da wurde aus dem gnädigen Herrn und Schützer der Kaufleute im Augenblick ein wilder Raubrittersmann, der stahl und plünderte wie irgend einer. Das Geleite war so recht eigentlich ein erpresserischer Wegzoll. Läßt du dich von mir nicht beschützen, dann gnade dir Gott!

Gehen wir einmal im Geiste einen Tag im Leben der Kaufmannskarawane durch.

Am frühen Morgen wird von der Herberge aufgebrochen. Die Knechte schieben die Wagen hervor, spannen unter Schimpfen und Schelten die Pferde ein, packen auf, was noch an Wegzehrung für Mensch und Tier mitzunehmen ist; endlich geht es dann los. An der Spitze des Zuges reiten, begleitet von einer Schar wohlbewaffneter Diener, die Kaufherren. In einer langen Reihe folgen die schwerbepackten Fuhrwerke. Den Schluß bildet wieder eine Anzahl Kaufleute mit Bewaffneten.

So geht es dahin mit Hü und Hott, mit großem Lärmen und kräftigem Fluchen. Bald bäumt sich ein bockbeiniges Pferd und ist trotz allem Zureden nicht von der Stelle zu bringen. Da wüten die Knechte, es knallen die Peitschen, bis der eigensinnige Widerstand des Tieres gebrochen ist. Doch bald stockt es wieder. Ein Warenballen ist von einem der Wagen gestürzt. Die Knechte eilen herzu und heben und stemmen, um die Bepackung wieder in Ordnung zu bringen. Die Kaufleute werden zornig, sie eilen herbei und schelten die, denen sie die Schuld an dem neuerlichen Aufenthalt beimessen.

Nun geht es auf schlechten Wegen durch feuchten Grund. Schlammige Pfützen, rieselnde Bäche werden gekreuzt. Die Pferde dampfen unter der schweren Last. Ein Wagen bleibt stecken. Wieder das alte Spiel lärmenden Ordnungsmachens.

Ernster ist der Unglücksfall, wenn einer der schwer bepackten Wagen umkippt oder wenn ein Wagenrad bricht. Dann dauert es Stunden, bis der Zug wieder weiterziehen kann.

Gegen Mittag zu macht man Rast. Die Wagen bleiben auf offenem Felde stehen, in ihrem Schatten lagern sich die Männer, um einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen. Sind dann auch die Pferde gefüttert und ausgeruht, setzt sich schwerfällig die Karawane wieder in Bewegung.

Wenig Leuten begegnet man auf der Landstraße. Da und dort einem Bauersmann, den seine Geschäfte über Land führen, einem wandernden Handwerksburschen, der fröhlich seiner Wege zieht, oder „fahrenden Leuten", Komödianten, Schnurrenmachern und Schwarzkünstlern, wohl ab und zu auch einem Krämer, der seine Habe auf dem Rücken, neidischen Blickes dem reichen Kaufmannszuge folgt.

Mit einem Male taucht eine Staubwolke vor den Blicken der an der Spitze Reitenden auf. Die Sonne blitzt gleißnerisch auf hellfunkelnde Gegenstände; der Troß kommt näher, man vermag schon deutlich das Geklirr von Waffen zu hören. Die Kaufherren wechseln besorgte Blicke, sie gebieten ihrem Zuge halt und greifen zu den Schwertern.

An der Spitze der Bewaffneten sprengt ein Ritter mit geschlossenem Visier daher. Nun hält er. Laut und vernehmlich klingt seine Stimme über das Feld:

Ob die würdigen Herren — aus Bamberg oder Fürth, aus Augsburg oder Ulm, oder woher sie kommen mögen — ihm, dem edlen Herrn von Soundso, wollten geziemende Abgabe leisten?

Der älteste der Kaufherrn wechselt einen Blick des Einverständnisses mit seinen Genossen und erwidert hierauf dem Ritter, daß ihm von einer Abgabepflicht nichts bekannt sei, daß er und seine Freunde aber wohl ein übriges tun würden, so ihnen der edle Herr ein sicheres Geleite gäbe. Nach einigem Feilschen hat man sich geeinigt. Friedlich kann die Karawane am Abend in ihre Herberge einziehen.

Manchmal geht es aber schlimmer aus. Die kleinen Adeligen, die nicht so leicht hoffen dürfen, als Geleite angenommen zu werden, die aber nicht minder geldgierig sind als die großen, überfallen an einer geeigneten Stelle den Kaufmannszug. Im dunklen Walde, auf einem schluchtartigen Wege oder an der Furt eines Flusses erscheinen sie plötzlich wie aus dem Boden gestampft und greifen an. In das Gewieher und Stampfen der Pferde mischen sich nun grelle Kommandorufe, das Klirren der Schwerter, das Splittern der Lanzen, das Krachen der Aexte. Dazwischen wimmert das Stöhnen der Verwundeten und das Aechzen der Sterbenden....

Wehe den Kaufleuten, die in diesem Kampfe unterliegen! Sie verlieren das Gut, das sie mit sich führen. Geraten sie in Gefangenschaft, dann müssen ihre Angehörigen noch ein erkleckliches Lösegeld zahlen, vorausgesetzt, die Räuber ziehen es nicht vor, sie gleich niederzustoßen oder im Turmverlies elendiglich verschmachten zu lassen.

Ein ehrlicher, gründlicher Haß trennte die Kaufleute und Ritter. Gelang es den Bürgern, einen adeligen Straßenräuber zu fangen, dann wanderte er unweigerlich an den Galgen. Das war die ausgleichende Gerechtigkeit.

Die Adeligen betrachteten es als ihr Privileg, die Kaufleute auf den Straßen zu brandschatzen. Ja sie konnten wütend werden, wenn ihnen das unadelige Straßenräubergesindel eine ernsthafte Konkurrenz machte. Hans Sachs, der große deutsche Volkspoet des sechzehnten Jahrhunderts, erzählt da einen allerliebsten Schwank, der trefflich diese Gefühle des frommen Adels charakterisiert:

Zu Frankfurt am Main ward eines
Tages hochnotpeinliches Halsgericht
gehalten. Zum Galgen führte man
einen jungen Reitersmann, der auf
den Straßen Kaufleute überfallen und
beraubt hatte. Der junge Räuber
war von angenehmer Gestalt und fei-
nem, höflichem Auftreten. In der
Stadt waren gerade viele Adelige an-
wesend, die untereinander einen Ver-
trag schließen wollten. Als vor dem
Wirtshause, in dem sie zusammenge-
kommen waren, der Delinquent vor-
übergeführt wurde, da packte sie ein
großes Mitleid. Sie hielten den
Räuber für ihresgleichen, und wohl
mancher von ihnen sah sich schon im
Geiste gleich ihm zum Galgen mar-
schieren.

Da hielten sie schnell Rat und gin-
gen dann zur Obrigkeit der Stadt,
um demütig Gnade zu erflehen für
den Jungen. Nicht ehrlos am Galgen
sollte er sterben, sondern durch das
ritterliche Schwert.

Der hohe Rat war den Bitten der
Adeligen nicht abgeneigt. Ja er tat
noch ein übriges, schenkte dem Räuber
sogar das Leben und verurteilte ihn
nur zur Verbannung. Gleichzeitig
teilte er aber den Adeligen mit, daß
der junge Räuber selbst nicht adelig
sei. Da packte die edlen Herren ein
groß' Entsetzen.

Wie? Hat geraubet dieser Jung
Die Kaufleut schon auf dem Spessart
Und er ist doch nicht edler art
Das hab wir nicht gewüßt vorhin
Derhalb nur eylends mit ihm hin
Und last ihm nur sein Kopf abschlagen.
Welt der Bavrenknecht in den tagen
Sich mit Raub auff dem Spessart nähren,
Welches doch nur zusteht mit ehrn
Dem frommen Adel aller massen....

Der „frommen Adel aller massen" wurde gar wild, so ihm ein anderer ins Handwerk pfuschte. Rauben und Stehlen war sein Privileg, und als eine kränkende Beleidigung wurde es empfunden, wenn ein ganz gewöhnlicher Bauernsohn sich erkühnte, dem edlen Ritter gleich zu rauben und zu stehlen. Nur hin mit ihm zum Galgen.... Brandschatzen, das ist allezeit die Sache der Mächtigen im Lande gewesen. Und, das war der frommen Herren edler Wunsch, so soll es auch in Zukunft bleiben!

Hans Sachs zieht aus diesem Schwank die Lehre, wie gut es doch die Kaufleute hätten, die ohne Sorge vor Ueberfall friedlich ihre Straßen einherziehen könnten! In unserer Zeit haben es die Kaufleute und ihre Klassengenossen, die gewerblichen Unternehmer, bereits seit langem so gut. Nichts droht ihnen mehr von den feudalen Räubern. Friedlich ziehen sie dahin, den Sack voll Geld, das Herz voll satter Zufriedenheit. Dafür sind die Kapitalisten selber zu einer Art Brandschätzer geworden.

In alter Zeit mußte der Kaufmann, bewehrt mit Schild und Schwert, ausziehen, das Glück zu erjagen. Mit dem Einsatz der ganzen Persönlichkeit galt es, des Mammons Schätze zu erringen. Ach, wie anders ist es da heute. Der Kapitalist setzt nicht mehr seine Persönlichkeit ein, sondern die der anderen, die er um bares Geld gekauft hat. Auch das Reisegeschäft, um so vieles es doch bequemer geworden ist, besorgen Angestellte. Der Reisende reist, der Herr verdient. So merkt man auch am Unterschied zwischen dem reisigen und dem reisenden Kaufmann den Wandel Zeiten.

— Nichts für ihn. Herr: „Heut ist ein großes populäres Konzert in der Tonhalle; wollen wir mal dort hingehen?"

Lebemann: „Aeh — musikalische Volksküche!"

— Sie hat sich verlaufen. „Warum heulst Du denn so jämmerlich, Mädel?"

„Huhuhu! Habt Ihr nicht hier herum meine Mutter ohne ein kleines Mädchen gesehen?"

Die Mühle.

Dorfbild von Hermann Löns.

Mitten im bunten Wiesenlande, aber von allerlei Bäumen so verdeckt, daß kaum ihr Giebel zu sehen ist, liegt die Mühle.

Der Müller heißt Kassen; seit dreihundert Jahren sitzen die Kassens auf der Mühle. Soweit man zurückdenken kann, haben die Kassens alle einen Ekelnamen gehabt. Der Vater des Müllers hieß Tjawohlja, denn meist sagte er nichts anderes als „Tjawohlja".

Sein Sohn, der jetzt die Mühle hat, spricht mehr. Zu Hause spricht er nicht viel, aber in Gesellschaft genug, meist aber lauter halbe Sätze. Deswegen heißt er Quassel.

Den meisten Unsinn redet er, wenn es sich um ein Geschäft handelt; je wichtiger das Geschäft ist, um so mehr Korn und Kaff redet er dann durcheinander. Er redet die Leute krank und elend, und wer ihn zum ersten Male hört, hält ihn für unklug, zumal er hinter jedem halben Satz wie albern lacht, alle Augenblicke eine Prise nimmt und sich eine Weile mächtig schneuzt.

„Gib mir einen Schnaps, Schimmelmann," sagt der Viehhändler Meyerstein und trocknet sich mit seinem roten Taschentuche die Stirn; „ich bin ganz alle. Ich habe Quassel eine Kuh abgekauft. Gott soll mich strafen, wenn ich es wieder tue. Der Mann redet einem die Stiebel von den Füßen und das Hemd vom Leibe. Einen Stuß redet der Mann, nicht zu sagen, und hinterher ist man der Dumme. Gib mir noch einen Schnaps, Schimmelmann!"

Unterdessen sitzt der Müller vor der Türe, in der Hand die halblange Pfeife. Die Rosen duften, die Nachtigall schlägt im Ellernbusch, die Forellen im Mühlenteiche gehen nach Abendfliegen auf, und Kassen ist zufrieden; er hat den Viehhändler matt und mürbe geredet und die Kuh zu einem guten Preise losgeschlagen.

Er weiß, wie ihn die Leute nennen, aber er lacht darüber. Der eine macht sein Geschäft damit, daß er klug redet, Kassen redet dummes Zeug und kommt dadurch ebenso weit. Wenn der Lohörster Baron den Namen Kassen hört, bekommt er einen roten Kopf und flucht in sich hinein. Als das Dorf und der Baron Bruchland austauschten, ließ sich der Vorsteher krank melden und der Müller mußte in das Vordertreffen.

„Lieber Tesel," sagte die Freifrau zu ihrem Manne, „was hat der Mann blos für einen Heringssalat zusammengeredet. So etwas habe ich mein Lebtag noch nicht gehört. Ich habe ja nur wenig gehört, aber das war ungefähr so, als wenn eine wilde Sau Eicheln sucht; hü und hott durcheinander!"

Ihr Mann nickte mit dem Kopfe: „Ja, mein Herze, er hat soviel Kraut und Rüben durcheinander geredet, bis mir selber dumm zumute wurde. Das Schlimme dabei ist nur, daß er sich selber nicht döfsig quasselt. Das ist ein Leimsieder. Er weiß ganz genau, warum ich gerade die alte Sauerwiese haben muß, die für ihn gar keinen Zweck hat, aber ich habe sie teuer bezahlen müssen. Ueberhaupt die Kassens; der Teufel soll sie lotweise holen!"

Das hatte der alte Baron auch schon gesagt, denn die Mühle hatte ehedem zu Lohorst gehört und die Kassens waren nur Erbpächter gewesen. Sie behaupteten zwar, ursprünglich wäre die Mühle ihr Eigentum gewesen, was schon allein daraus zu entnehmen wäre, daß auf dem Torbalken der alten Mühle nicht das freiherrliche Wappen, sondern die Kassesche Hausmarke eingehauen war, und Tjawohlja sagte, sein Vater habe ihm heilig und teuer versichert, die Lohröster Herrschaft habe sich durch Lug und Trug in Besitz der Mühle gesetzt.

Das half ihm aber alles nichts; jedes Jahr am Jakobitage mußte er nach Lohorst und die Pacht abliefern. Zu Fuß mußte er kommen und barhäuptig die Schloßtreppe hinaufgehen, denn so war es in dem Vertrage bestimmt, und wenn auch der Gutsherr ihn auf der Treppe abfing und ihn nötigte, sich zu bedecken, ärgern tat es ihn doch, daß er wie ein höriger Mann ankommen mußte.

Er sagte aber nichts, denn geschrieben ist geschrieben. Er zählte die Pachtsumme in Gold und den neuen Groschen und den roten Pfennig, wie es in der alten Schrift stand, hin, aber das doppelte Butterbrot und den großen Schnaps, der ihm für den Weg zukam, nahm er nie an, sondern sagte jedesmal nur: „Tjawohlja, Herr Baron, aber ich habe schon gefrühstückt, tjawohlja." Wenn der Gutsherr aber nachher am Gutskruge vorbeikam, dann saß Kassen ein jedes Mal vor einem frisch angeschnittenen Schinken vor der Türe und trank mit dem Krüger eine Flasche Rotwein zu zwei Talern.

Der alte Baron war kein besonderer Landwirt und überließ die Landwirtschaft ganz seinem Inspektor, und was der ihm riet, das tat er. Da nun der alte Kassen und der Inspektor gut Freund waren, so kam es, daß der Müller das Wiesenland, das bei der Mühle lag und das der Herrschaft gehörte, nach und nach aufkaufen konnte. Dann klagte er darüber, daß er, seitdem die Landstraße gebaut wäre, einen so schlechten Zuweg zu der Mühle habe und daß ihm der Weg das Land zu sehr zerschneide und schließlich verkaufte ihm der Baron den Weg, und Kassen legte einen neuen Weg an, der durch die Wiesen führte. Und dann starb er.

Er starb an einem eingequetschten Bruche, den er sich beim Schützenaufziehen gehoben hatte. Als er sich legen mußte, weil er schreckliche Schmerzen hatte, mußte sein Sohn heimlich den Arzt holen lassen, und der Alte war sehr unzufrieden darüber, denn er hatte in seinem ganzen Leben noch keinen Doktor nötig gehabt. Der Doktor kam, untersuchte den Bruch und sagte: „Ja, Kassenvadder, das hilft nun nichts; Ihr müßt in die Stadt nach der Klinik. Ansonsten werdet Ihr nicht wieder gesund." Der Müller, der sich vor Weh im Bette bog, fragte ihn: „Tjawohlja, Herr Doktor, aber kann ich hinterher denn noch wieder Arbeit tun?" Der Arzt schüttelte den Kopf. „Dann bleibe ich, wo ich bin!" sagte der Müller.

Kein Zureden half. Der Pastor kam, der Vorsteher kam, die Baronin kam, aber Kassen schüttelte nur den Kopf und sagte: „Als ein Krüppel will ich nicht leben; ich müßte mich ja vor mir selber schämen, tjawohlja." Vier Wochen quälte er sich hin und biß einen ganzen Lederriemen, den er sich hatte geben lassen, in Stücke, weil er nicht schreien wollte. Wenn aber die Schmerzen von selber nachließen, oder weil der Arzt ihm Morphium eingespritzt hatte, dann lachte er manchmal hell auf und nickte seinem Sohne lustig zu, und so traurig dem zu Sinne war, er lächelte doch, denn er wußte, warum sein Vater so oft auflachen mußte, und daß der das nicht tat, weil er vor Krankheit albern geworden war, wie der Pastor gemeint hatte, als er ihm Trost zusprach und Kassen mitten im Beten loslachte.

Er starb bei hellem Verstande mit dem Lederriemen zwischen seinen langen, gelben Zähnen; als er schon halb hinüber war, sah es aus, als ob er noch lachen wollte, und als er tot war, hatte er ein halbes Lachen um den Mund, so daß es im Dorfe hieß, er würde einen aus der Familie nachholen. Es war aber kein Lachen auf baldiges Wiedersehen, das er um die Lippen hatte, kein seliges Lachen und auch kein tückisches, es war das Grinsen, das der Alte an sich hatte, wenn er den Viehhändler angeschmiert hatte. Ein Vierteljahr später wußte man im Dorfe, warum er über das Gebet gelacht hatte, und alles lachte mit.

Nur der Baron lachte nicht, und noch ein Jahr nachher schimpfte er Mord und Brand, wenn von der Mühle die Rede war, und nannte alles was Kassen hieß, ausgemachte Halunken und in der Wolle gefärbte Leutebetrüger, bis das dem Müller zu Ohren kam; da mußte der Baron vor Gericht und sich mit ihm vergleichen, was ihm zehn Taler in Gold, einen neuen Groschen und einen roten Pfennig kostete, und nur mit Rücksicht auf seine weißen Haare stand der Müller davon ab, daß der Gutsherr ihm das Geld selber in das Haus bringen mußte. Hinterher lachte der Freiherr zwar über die ganze Geschichte, aber wenn er an der Mühle vorbeifahren mußte, dann drehte er den Kopf nach der anderen Seite.

Verdenken konnte man ihm das auch nicht, denn der alte Kassen hatte ihn schön hineingelegt. Als der neue Müller dem Baron die Pachtsumme brachte, kam er ganz gegen den Gebrauch zweispännig vorgefahren, behielt den Hut auf der Treppe auf und zahlte die Pacht nicht in Gold, sondern in Silber, legte auch keinen neuen, sondern einen abgegriffenen Groschen und einen Pfennig hin, der schwarz und schmierig war. Darüber wurde der Freiherr falsch und sagte ihm, von nun an müsse er eine höhere Pacht zahlen; alles sei teurer geworden, und die Mühle bringe das Zehnfache von dem ein, was früher damit verdient wäre.

„Tja, Herr Baron," sagte Kassen darauf, nahm eine Prise und schneuzte sich ausgiebig; „tja, Herr Baron, das sagen Sie wohl so. Aber daß die Löhne teurer geworden sind und dann das mit dem Hochwasserschaden und überhaupt die vielen Aergernisse, wo doch alle Zucht aus den Leuten ist und kein Gottesglauben, indem daß so ein Geselle alltags Tobak raucht und die Dirns sich wer weiß was auf den Leib ziehen und womöglich aus purer Hoffart jeden Sonntag in die Kirche wollen, und was meine Frau ist, die kann das Melken machen, und dann ist noch zu bedenken, was die Kassens aus der Mühle alles gemacht haben, indem daß es früher doch mal eine Klippmühle war und nun eine ordentliche Mühle mit Doppelbetrieb, wozu die Herrschaft nicht einen roten Pfennig zu beigetragen hat, und deswegen sollte sich der Herr Baron das doch erst noch überlegen mit der Pachterhöhung, denn was ich bin, ich kann darauf nicht eingehen, weil es eine Unbilligkeit ist und eine Härte."

„Na, denn man zu," sagt der Gutsherr; „dann sage ich Ihnen hiermit auf Kassen; ich kriege wohl noch einen anderen Pächter."

Der Müller nahm eine Prise und schneuzte sich: „Tja, Herr Baron, tja, das ist wohl möglich, es gibt ja Müllers genug, und die Mühle ist gut, bloß daß ich meine, wenn der neue Pächter kein Hexenmeister ist oder sich darauf versteht, mit einem Luftballon zu fahren, denn so möchte ich wohl wissen, wie er nach der Mühle hinkommen will?" Der Baron zog die Augenbrauen hoch: „Kassen, was reden Sie da? Wie soll ich das verstehen?" Der Müller machte sein dümmstes Gesicht: „Tja, Herr Baron, das ist doch ganz einfach, wo Sie meinen Vater selig den Weg verkauft haben, der uns so unbequem war, und wir uns den Zuweg durch unsere Wiesen gemacht haben, indem daß nun alles Land rund um die Mühle unser ist und kein anderer Mensch ohne unsere Erlaubnis nach der Mühle hinkommen kann anders als durch Zauberei oder mit einem Luftballon, was doch zu umständlich ist und zu kostspielig."

„Einen Augenblick," sagte der Baron, „ich habe etwas vergessen." Er ging zu dem Inspektor und klimmelte den ganz furchtbar herunter wegen des Verkaufes des Wegen, und nachher mußte der Kutscher anspannen und den großen Spiegel nach der Stadt fahren, weil mitten darin ein mächtiges Loch war, und eine Kristallschale lag in tausend Scherben auf der Erde, und als Kassen fort war, dröhnte das ganze Schloß, so fluchte der Freiherr, und der Inspektor ging herum wie ein Hund, der die Staupe im Leibe hat.

Als das Jahr sich wandte, kam Kassen nicht wieder an und brachte die Pacht; er hatte die Mühle von dem Baron gekauft, und er hatte sie billig gekauft.

— Schlau. — Eisenbahnschaffner (zum Reisenden, der ihm ein gutes Trinkgeld gegeben hat): „Setzen Sie sich nicht in den letzten Wagen, mein Herr, wenn ein Zusammenstoß stattfindet, leidet der Wagen am meisten."

Reisender: „Ja, warum lassen Sie ihn denn nicht ganz weg?"

— Im Restaurant. Gast: „Kellner, der Fisch ist aber gar nicht frisch!"

„Aber, ich bitte Sie, mein Herr, er kommt doch aus dem Eis."

Gast (ärgerlich): „Dann ist das Eis eben nicht frisch!"

— Realistisch. „Ist es wahr, daß in dem neuen, realistischen Stück dem Hauptdarsteller wirklich ein Zahn gezogen wird?"

„Natürlich ist's wahr! darum wird ja das Stück bloß drei Mal aufgeführt, weil er nur noch drei Zähne hat!"

— Armer Kerl. — „Sie scheinen unzufrieden, lieber Freund, und sehen übernächtig aus! Was fehlt Ihnen denn?"

„„Ach, es ist hart, so schwer arbeiten zu müssen; von früh sechs Uhr bis abends um sieben.""

„Sie Aermster! Wie lange tun Sie denn das schon?"

„„Ich fange morgen an!""

— Ahn und Onkel. Graf Xheim hat in heißem Kampfe die Abreise seiner Schwiegermutter durchgesetzt. Stolz tritt er in der Ahnengalerie vor das Bild seines Ahnherrn: „Siehst Du, Ritter Kuno, jetzt habe ich auch einen Drachen besiegt."